Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

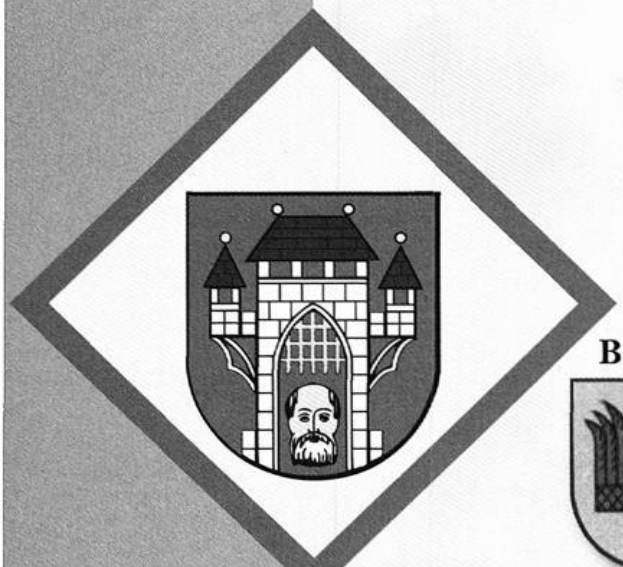
Vechta, Oldb, 1969-

Partnerstädte und Patenstädte

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Visual Library

Partnerstädte und Patenstädte



Dinklage

Bakum

Neuenkirchen/ Vörden

Lohne

Landesbibliothek Oldenburg

Ágnes Sárközy

Ein Haus erlebt Geschichte

1900-1971 in Vechtas Partnerstadt Jászberény

- Am 20. Juni 1993 unterzeichneten die Bürgermeister von Vechta und der ungarischen Stadt Jászberény eine Urkunde, die für beide Städte eine Partnerschaft besiegelte, aus der sich seither vielfältige Beziehungen zwischen den Menschen und zahlreichen Einrichtungen in Vechta und Jászberény ergaben. Der nachfolgende Beitrag von Ágnes Sárközy vermittelt Eindrücke vom Leben und der Geschichte in Vechtas Partnerstadt im 20. Jahrhundert. „In diesem landwirtschaftlich geprägten Teil Ungarns gab es viele ähnliche Schicksale; die Menschen hier kannten keinen Luxus, sie waren fromm und mit ihrem einfachen Leben zufrieden" erzählt die Autorin. -

Nur ein Schwarz-Weiß-Photo ist von mir geblieben und das Grundstück, auf dem ich stand. Hier steht jetzt ein neues Gebäude. Es ist mir nur in seinen Abmessungen ähnlich, nicht aber in seiner Würde.
Ich wurde das Opfer einer schlimmen Zeit nach dem 2. Weltkrieg: der Zeit des Sozialismus in unserem Land Ungarn. Vielleicht wäre eine Rettung für mich möglich gewesen, aber das dafür benötigte Geld war zu dieser Zeit nicht vorhanden. „Ihr werdet heimatlos, wenn ihr euer Geburtshaus verkauft", so sagte ein etwas wohlhabenderer Onkel, als man mich verkaufen mußte. Aber auch er konnte mich nicht retten. Es waren damals unsichere Zeiten, und die verarmten, illusionslosen Onkel, Tanten und Großeltern waren förmlich gelähmt von den tiefgehenden gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine Situation, die ihnen bis zu ihrem Tode fremd blieb. Sie konnten sich niemals damit abfinden.
So geschah es, daß die grünen Rollos meiner Fenster für immer niedersanken, genau wie zuvor an manchen heißen Sommertagen, um meine Zimmer schön kühl zu halten. Jetzt aber wegen des Fotografen, der mich noch schnell „verewigen" wollte, damit eine winzige Spur meiner Existenz der Nachwelt erhalten bleibt. Auf dieser geschichtsträchtigen Aufnahme kann man noch die für die Jászberényer Bürgerhäuser typi-

Landesbibliothek Oldenburg

schen Konturen erkennen: die stuckverzierten Fensterfronten, den einst cremefarbenen Putz, die grasgrün gestrichenen Rollos, die graue Schieferdecke; sie hatten sich einst harmonisch in die Umgebung eingefügt. Die graziös geformte Ableitung der Dachrinne war meisterhaft gearbeitet und rahmte das mittlere Teil der Straßenseite. Das Gebäude war L-förmig gebaut, und meine Rückseite war nun nach rund 70 Lebensjahren baufällig geworden. Die Wände waren naß und gaben nach. So wurden meine Räume geleert und die Möbel abtransportiert. Die Luft roch nach Verurteilung zum Tode; man wird mich niederreißen und in Einzelteile zerlegen. Das hat nicht nur mir wehgetan, sondern auch meinen ehemaligen Bewohnern. Aber es sah so aus, als gäbe es keinen Ausweg. Es wurde mein und ihr Schicksal.

Es kam der vorletzte Tag meiner Existenz. Ich stand noch stolz auf der damals vornehmsten Straße der Stadt. Schwer seufzend erinnerte ich mich an meine Jugend, an meine Besitzer, an all die Erwachsenen und die Kinder, an die Gäste und an die Feierlichkeiten wie Taufen, Hochzeiten und Namenstage, an die Tiere im Wirtschaftsteil, an die Bäume und Blumen, an die Häuser um mich herum und noch vieles mehr. Jeder weiß, daß auch ein Haus eine Seele hat.

Das um 1900 erbaute Haus in der Ady-Endre-Straße in Jászberény, das 1971 abgerissen wurde.

Landesbibliothek Oldenburg

Mich überkam eine tiefe Traurigkeit. Die anderen Häuser durften stehen bleiben. Nur ich - alt und verwittert - sollte weichen. (Ich stand in der Ady Endre Straße 18.) Wie schön wäre es gewesen, noch weiter existieren zu dürfen und die zukünftigen Enkelkinder noch kennenzulernen. Sie hätten mich bestimmt auch lieb gehabt. Leider ist es anders gekommen. Man hat mich zerlegt und meine Wände niedergerissen. Aber eine letzte Nacht durfte ich mich noch erinnern.

Meine ersten Jahre

Erbaut wurde ich zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, in den sogenannten goldenen Friedenszeiten. Der Baustil entsprach den damals in Österreich-Ungarn üblichen Bürgerhäusern. – In Jászberény kann man heute noch ähnliche Bürgerhäuser sehen. – Mir zur Seite stand das größte Privathaus der Stadt, das einer reichen Grundbesitzerfamilie gehörte. Neben diesem prächtigen Haus fühlte ich mich zuweilen klein, aber in unserer Straße zählte ich doch zu den größeren Objekten, die „Charakter" besaßen und bestaunt wurden. Zum Nachbarhaus führten 20 Treppenstufen hinauf, bis man es betreten konnte; bei mir führten lediglich fünf Stufen zu einem L-förmig geformten, von hohen Säulen gerahmten und gefliesten, 1,5 Meter breiten Gang. Von dort aus gelangte man über fünf große Flügeltüren zu den Räumlichkeiten. In jedem Sommer blühte der wilde Wein um diesen Gang und spendete der Familie Schatten. Die Familie saß hier in Rattan-Stühlen und Armsesseln an der frischen Luft. Hier fühlte sie sich wohl, die Sehnsucht nach fremden Ländern war ihnen fremd. Ich war ihr Zuhause; es war eine ganz besondere Beziehung zwischen uns.

Meine Einrichtung bestand aus Jugendstil-Möbeln. Die Diwane waren mit gelb-grünem Samt bezogen und mit Spiegelaufsätzen geschmückt; es gab eine stattliche „Kredenz" für das Geschirr, spanische Lederstühle mit gedrechselten Beinen und Schränke mit geschnitzten Einsätzen. In dem 36 m² großen Eßzimmer stand in der Mitte ein ausziehbarer, großer Tisch, um den sich die Familie versammelte. Es gab auch eine kleine „intellektuelle" Ecke mit einem fünfbödigen, gedrechselten Bücherregal, das überwiegend mit religiösen Schriften gefüllt war; denn das Lesen war für diese Generation sehr wichtig. In den meisten Zimmern stand ein weißer, mit Jugendstil-Motiven verzierter Emailofen. Die Beheizung war allerdings sehr mühsam, da ständig Holz nachgelegt werden mußte.

Landesbibliothek Oldenburg

Ich selbst wurde regelmäßig nach den „Befehlen" meiner Herrin sauber gehalten. Meine Fenster glänzten, die Gardinen strahlten weiß und gestärkt. Die Messingklinken der Türen und Fenster wurden monatlich auf Hochglanz geputzt, der L-förmige Gang wurde jede Woche geschrubbt, der Hof gekehrt und mit Wasser bespritzt, um den Staub zu binden.

Die große Küche war der Magen der Familie, wo täglich etwas Schmackhaftes gezaubert wurde. Nicht jeden Tag gab es Fleisch, aber Speck gab es das ganze Jahr hindurch. Zu Weihnachten erfüllte mich der Duft von herrlichen Striezeln, zu Fasching der von selbst gemachten Pfannkuchen. An den Namenstagen wurden leckere Torten gebacken, zu den Hochzeiten sogar 10-12 davon.

Frühling und Sommer, vielleicht waren sie die schönsten Jahreszeiten für uns alle. Im Garten blühte der Flieder und die Spirea duftete, die Sträucher füllten sich mit summenden Käfern, bunten Schmetterlingen und noch bunteren Libellen. Der ganze Garten rauschte. Die Bäume trieben aus, der ewiggrüne Lebensbaum und die Buchsbäume brachten neue Triebe. Es war wie in einem kleinen Paradies. Der Vorgarten mit den rund und gerade geschnittenen Buchsbaumsträuchern war gepflegt und säumte den Fußweg. Im Hof stand ein mächtiger Kastanienbaum; sein Stamm war so breit, daß er von drei oder vier Kindern nicht hätte umarmt werden können. Die Kinder kletterten oft auf diesen Baum und träumten sich in eine andere Welt. Was wäre eine Kindheit ohne Baumklettern und ohne Träumerei?

Meine Besitzer

Meine Besitzer waren fleißige Landwirte, die zur Mittelschicht gehörten: Vater, Mutter, Tochter und Sohn. Zum Hauspersonal gehörten eine Magd, ein Hausknecht, ein Kutscher usw. In der sozialistischen Zeit wurde meine Familie aus diesem Grund als Ausbeuter verachtet, obwohl in dieser Gegend gerade diese fleißigen Familien die Welt „weiterbrachten", das damalige Lebensniveau steigerten und zur Kultur in der Region beitrugen. Nach der Wende, also nach 1989, versucht man diese landwirtschaftlich-mittelständische Gesellschaftsschicht wieder aufzubauen, weil sie neben dem industriellen Mittelstand eine wichtige Rolle spielen soll.

Aber zurück zu meiner Familie: Sie besaß neben mir noch ein Landgut von etwa 100 Morgen Land, das ca. 20 km von Jászberény entfernt lag.

Landesbibliothek Oldenburg

Hier wuchsen Getreide, Mais, Kartoffeln, Klee, Zuckerrüben, grüne Melonen, Tabak etc. Dort gab es auch ein kleines Weingut mit einigen Obstbäumen. In dieser Gegend lebten viele kleine Landwirte, die sich und ihre Mitarbeiter so selbst versorgten. Der Lebensunterhalt mit Mehl, Zucker, Kartoffeln war für alle gesichert, und aus der Überproduktion konnte manche Rechnung beglichen werden, wie die des Schmieds oder die für die gepachtete Erntemaschine. Die Aussaat, die Ernte, die sommerliche Einkocherei, die Weinernte, das Schweineschlachten waren die typischen Eckpunkte des bäuerlichen Lebens. Das Leben der Familie lief zwischen mir und dem Landgut entsprechend der vier Jahreszeiten hin und her; meine Besitzer kamen und gingen.

Da es damals noch kein Fernsehen gab und auch nur wenige Familien ein Radio besaßen, wurde viel Hausmusik gemacht; die Tochter meines „Herrn" spielte an der Zimbel und sang manchmal dazu, der Sohn lernte das Violinenspiel mehr schlecht als recht. In ihrer Freizeit spielte die Familie Karten, Schach oder Domino sowie selbst erdachte Spiele, wie z.B. das Belagerungs-Spiel. Die Tochter hatte bei den Nonnen die Stickerei-Kunst gelernt und fertigte schöne Wandbehänge und Tagesdecken.

In Jászberény spielten die Lehrerbildungsanstalt und ihre Pädagogen eine große Rolle. Diese Personen bereicherten das eintönige Leben dieser landwirtschaftlich geprägten Stadt. Die hier lebenden Lehrer halfen mit ihren speziellen Kenntnissen die triste Winterzeit zu überbrücken. Die Lehrer und die Nonnen verbreiteten die Lust am Musizieren und lehrten die Kinder andere nützliche Dinge. Sie gaben Musikstunden bei den „besseren" Familien, die das bezahlen konnten. Sie organisierten auch den jährlichen Jász-Ball, popularisierten das Chorsingen, studierten von Zeit zu Zeit ein Konzert oder Schauspiel mit Interessierten ein und brachten es zur Aufführung.

Meine Herrin, die von ihren Beschäftigten als „Eure Wohlgeborene" angesprochen wurde, las sehr gerne. Zwar hatte sie wahrscheinlich keine höheren Schulen besucht, aber sie hatte mehrere Zeitungen abonniert und war so immer gut informiert. Sie war eine sehr lebhafte und agile Person, und in der Hauswirtschaft hatte sie die Fäden in der Hand. Sie war sehr religiös, wie fast alle Bürgerfrauen dieser Gegend. Sie spendete viel für die Kirche und half ärmeren Verwandten. Einige Jahre lang bot sie einem ihrer Patenkinder Kost und Logis, ein anderes Patenkind hat sie sogar neu ausstaffiert. Ihren beiden Kindern gab sie die Erziehung,

Landesbibliothek Oldenburg

wie sie damals üblich war. Die Tochter lernte gut zu kochen, zu backen und den Haushalt zu führen. Mit 19 Jahren heiratete sie einen Grundbesitzer und Sohn einer namhaften adligen Familie, den sie schon seit ihrer Kindheit kannte. Der Sohn studierte nach seinem Abitur in Mosonmagyaróvár und wurde Diplom-Landwirt. Zurückgekehrt nach Jászberény übernahm er den landwirtschaftlichen Betrieb seiner Eltern.
An meinen ersten Besitzer kann ich mich nur noch schwach erinnern. Aber soviel kann ich erzählen, daß er ein sehr friedfertiges Wesen hatte und daher im Hause lieber seiner geschickten Frau die Zügel überließ. Auf einem alten Foto sieht man ihn als einen hochgewachsenen, gutaussehenden Mann.
Der Sohn meiner Erbauer heiratete 1939 auf Anregung seiner Eltern, die endlich Enkel haben wollten (seine Schwester hatte leider keine Kinder), eine der schönsten Frauen der Stadt, die aus einer ähnlich situierten Familie stammte. Sie hatte zwar unzählige Verehrer gehabt, aber weil damals meistens die Eltern das Schicksal ihrer Kinder bestimmten, wurden der Sohn meines Besitzers und das schöne Mädchen kurzerhand verheiratet; denn Land gehörte zu Land!
Die Hochzeit fand in der Kirche von Nagyboldogasszony statt. Zu Hause wurde eine große Familienfeier zwischen meinen Wänden abgehalten. In der Küche wurde gekocht, gebrutzelt und gebacken, die Türen zwischen den fünf Zimmern wurden alle geöffnet. Überall waren Tische aufgestellt, die für ca. 40 Personen feierlich gedeckt wurden. Die geladenen Gäste, Verwandte und Freunde, haben dann das Brautpaar gefeiert und beschwingt getanzt. Anschließend machte das junge Paar seine Hochzeitsreise nach Budapest, wo es sich eine Woche lang im Grand Hotel auf der Margarethen-Insel vergnügte. Dies war und blieb der einzige Luxus in ihrem gemeinsamen Leben.
Meine Einrichtung verjüngte sich im Stil der 1930er Jahre. Sie war nun einfacher, nicht mehr so herrschaftlich. Die junge Frau war nicht nur schön, sie konnte auch gut kochen, und so konnte sie sich reibungslos in die neue Familie einleben.
1940 kam das erste Kind, ein prächtiger Sohn, zur Welt. Die ganze Verwandtschaft war überglücklich. Es gab ein großes Tauffest, und der Fotograf schoß viele gute Bilder. Der Kleine war das meistfotografierte Kind: im Arm der Mama, zwischen den Eltern, auf dem Nachttopf, mit einer Weintraube in der Hand, im Kinderwagen etc. Seine nachfolgenden Geschwister konnten sich später freuen, wenn überhaupt ein einzi-

Landesbibliothek Oldenburg

ges Baby-Bild von ihnen existierte. 1942 wurde ein kleines Mädchen geboren. Es war nicht mehr so bewundernswert - und sehr dick. Der Grund dafür war, daß die Muttermilch nicht reichte und es deshalb mit süßem Tee gefüttert wurde. Es füllte den großen Kinderwagen fast alleine aus, mit dem man später sitzend sogar zwei Kinder transportieren konnte. Die Großmutter betete so fleißig, daß die Familie 1943 wieder mit einem Sohn gesegnet wurde. Die Oma war überglücklich mit ihren Kleinen: „Meine Diamanten, meine goldenen Enkelchen!" rief sie und schloß sie in ihre Arme, wenn die Kleinen schon ungeduldig auf sie gewartet hatten. Seit dem Tode ihres Mannes (1942) war sie sehr omahaft gekleidet; ältere Frauen trugen in dieser Zeit immer schwarz, weil sie jedes Jahr jemanden zu betrauern hatten.

Kriegszeiten

1944 - Krieg, Bomben und Sirenengeheul im ganzen Land. Mein Keller wurde zum Zufluchtsort für die ganze Familie. Ein Nebengebäude wurde im Hof getroffen und war eingestürzt. Es war besser, vorsichtig zu sein, als zum Opfer zu werden. Einmal waren bei so einem Alarm die ersten zwei Kinder vergessen worden, die dann in ihrer Angst unter den großen Eßtisch krochen und zitterten. Sie wurden aber später geholt; die Mutter hatte natürlich immer das Jüngste auf dem Arm.

In diesen Monaten des Krieges wurde ein deutscher Offizier bei uns untergebracht. Wenn es keinen Krieg gegeben hätte, wäre er bestimmt nicht in die Jászság gekommen, sondern bei seiner Familie geblieben, deren Fotos er herumzeigte. Meine Besitzer haben ihn oft zum Tee geladen, um sein Heimweh zu lindern. Er hatte dem jüngsten Kind das Laufen beigebracht, indem er ihm etwas zeigte und sagte: „Komm her Öcsike (Kosename), komm, komm!", und der Kleine lief ihm dann freudestrahlend entgegen.

Im Oktober 1944 kam dann das vierte Kind zur Welt. Von ihm existiert kein Baby-Foto mehr; nur als Dreijähriger wurde er später „verewigt".

Dann marschierten die Russen ins Land und nahmen alles an sich, was beweglich war: Taschen- und Armbanduhren, Fotoapparate etc. Die Welt wurde auch in unserer kleinen Stadt auf den Kopf gestellt. Jetzt wurden russische Offiziere bei uns einquartiert, wie in vielen anderen Häusern auch. Weil das Haus der Schwester meines Herrn als Hauptquartier genutzt wurde, hatte sie viele ihrer Möbel bei uns in einem Zimmer untergebracht, die sich bis zur Decke türmten, und obenauf lag

Landesbibliothek Oldenburg

die alte Zimbel ohne Beine. Während der Belagerungszeit haben die Kinder dort zwischen diesen Möbeln Verstecken gespielt. Sie haben sich nicht daran gestört, daß aus ihrem Nest ein Lagerraum wurde.
Einmal zog ein betrunkener russischer Soldat seine Pistole und richtete diese gegen meinen Hausherrn. Er wollte seine Armbanduhr. Da mein Herr aber nur eine Taschenuhr besaß, kam er in Schwierigkeiten. Da lief seine Frau schnell mit ihren vier Kindern hinzu und flehte den Soldaten an, ihren Mann leben zu lassen. Der wollte jedoch nicht hören. Letztendlich gelang es nur mit Hilfe eines Dolmetschers und eines Offiziers, die Gefahr abzuwenden. Schrecklich, was der Krieg und der Alkohol aus diesen Menschen machte!
Es gab aber auch andere - „zivilisiertere" - russische Offiziere. Einer davon wohnte bei uns, und meine Hausherrin bereitete ihm jeden Tag zum Frühstück eine große Tasse Milchkaffee. Die kleine Tochter, die sie ihm überreichte, bekam dafür eine Tasse klaren Zucker. So wurde damit auch die Familie versorgt. Wie die Russen aber in unserem Eßzimmer gehaust hatten, sahen wir erst, als sie gegangen waren: Auf dem blanken Fußboden hatten sie das Holz gehackt und mit den Büchern Feuer gemacht. Manchmal hatte es auch eine Schießerei gegeben und Porzellan wurde zertrümmert, je nachdem, wie viel die Soldaten getrunken hatten.

Nachkriegszeit

Im April 1945 war das Land von den Deutschen befreit und der Krieg in Ungarn zu Ende. Danach startete man den Versuch, den Sozialismus nach russischer Manier bei uns einzuführen. Es gab einige Menschen, die sofort in den Westen flüchteten. Eines Tages stand auch vor unserer Haustür ein Lastwagen, und Bekannte, die darin saßen, luden auch meine Familie ein, mit ihnen das Land zu verlassen. Aber sie blieb. Sie konnten ihr verhältnismäßig „paradiesisches Nest" nicht verlassen.
Am 31.01.1946 kam das fünfte Kind der Familie zur Welt, und am nächsten Tag, am 01.02.1946, wurde die Ungarische Volksrepublik ausgerufen. Die Familie hatte jedoch andere Sorgen: Das Neugeborene litt an einer schweren Darmerkrankung und stand näher zum Grab als zum Leben. Zur selben Zeit verstarb meine erste Herrin, und ein Onkel der Familie, der selber Arzt war, meinte, sie hätte mit ihrem Tod besser noch etwas warten sollen, dann hätten die beiden gemeinsam beerdigt werden können. Das war sehr sarkastisch, und Gott sei Dank ist es anders gekommen: Das Baby bekam eine Milchamme und wurde gesund. Die

Landesbibliothek Oldenburg

späteren Fotos aus dem Jahre 1947 zeigen einen lebhaften Jungen. Auf diesem Foto ist auch schon das sechste Kind der Familie zu sehen: eine kleine Tochter.

Ein Kinderfotograf kam aus Budapest und ging von Haus zu Haus. Die hübsche Kinderschar meiner Familie wurde vor einem gespannten Bett-Tuch aufgereiht und „verewigt". Diese Aufnahmen sind geschichtlich wichtig; es ist ein letztes Zeugnis für eine Familie, der es kurz nach dem Kriege noch einigermaßen gut ging, da sie von ihrer Landwirtschaft leben konnte. Kurz danach ging es auch mit diesen Menschen bergab. Es gab nur noch wenig zu essen, und es fehlte an Kleidung; die Hetzjagd auf die Mittelschicht hatte begonnen.

Die Großmächte hatten entschieden: Ungarn wurde dem Ostblock zugeordnet. Somit fingen die Praktiken an, die in der Sowjetunion üblich waren: Enteignungen und Liquidierungen der Grundbesitzer und Großbauern waren an der Tagesordnung. Nur weil meine Familie so zahlreich war, wurde ich nicht verstaatlicht, wie es bei fast allen ähnlichen Häusern in der Stadt geschah. Ihr Land wurde jedoch mal konfisziert, mal zurückgegeben und mit einer irrealen Steuer belastet, die dann durch Zwangsvollstreckung eingetrieben werden sollte. Ein großer Teil der Wohnungseinrichtung und wertvolle Kleider, sogar die Nähmaschine wurden gepfändet. Es wurden auch junge Ferkel mitgenommen, die für die Ernährung der Familie bestimmt waren. Nur Tische, Stühle und Betten durften bleiben. Der kleine Sohn, der damals fünf Jahre alt war, hatte seine Händchen zur Faust geballt, soviel Adrenalin plagte ihn wegen dieser Prozedur.

Aber wenn es nur dabei geblieben wäre. Es kamen dunkle Zeiten für viele Familien in Ungarn. Schikanen, Inhaftierungen, Schläge nach dem Motto: „Du bist 45 Jahre alt, also 45 Schläge mit dem Gummiknüppel auf Deine Sohlen." Oft passierte es, daß die Hausbewohner früh morgens mit lautem Klopfen an den Rollos geweckt wurden. Man suchte nach dem Hausherrn, und wenn er nicht da war, dann leuchteten die Polizisten sogar ins Schlafzimmer hinein, um sich selbst davon zu überzeugen. In dieser Zeit sind viele Menschen einfach verschwunden; sie wurden ermordet oder verschleppt. Die „Fremden" wurden aus dem Land verwiesen. So erging es unserer Nachbarin und ihrer Tochter. Sie war mit einem tschechischen Grafen verheiratet. Sie mußten nach Tschechien zurück.

Weihnachten 1949 kam noch ein kleines Mädchen zur Welt und 1952 ein Sohn. Diese vitale Kinderschar zauberte sich trotz aller Sorgen eine

Landesbibliothek Oldenburg

eigene Welt. Sie spielte und turnte mit ihren Freunden im Garten. In den Sommerferien züchteten die Kinder Seidenraupen, fingen Schmetterlinge und Käfer und präparierten sie. Aus lauter jugendlichem Übermut kletterten sie auch einmal auf mein Dach. Gott sei Dank, es ist nichts passiert! Sie hätten sich das Genick brechen können! An den Winterabenden spielten sie „Mensch, ärgere dich nicht" und verschiedene andere Spiele, meistens vom Vater überwacht.

Einquartierungen

Seit Kriegsende waren zwei Zimmer des Hauses immer mit fremden Familien besetzt, weil die Stadt keine anderen Wohngelegenheiten anbieten konnte. Es war eine Anordnung von oben und traf auch andere Familien in der Stadt. Der Arbeiter- und Bauernstaat hatte für seine eigenen Mitläufer natürlich die schöneren Wohngelegenheiten - wie mich - beschlagnahmt. So war es dann besonders im Winter sehr eng bei uns, und es war kein Wunder, daß nicht alle Kinder beste Ergebnisse aus der Schule heimbrachten. Zuerst wohnte ein Ingenieur bei uns, später wurden russische Offiziersfamilien bei uns einquartiert. Mit ihnen hat man friedlich nebeneinander gewohnt; sie hatten auch Kinder und Verständnis für unsere Lage. Man bot einander Obst und Kuchen an; man erfuhr einiges über ihr Leben in Rußland. Die Kinder meiner Familie sprachen bereits etwas Russisch, weil es in der Schule nun ein Pflichtfach geworden war. Doch daß sie unsere Besatzer waren, bekamen wir immer wieder zu spüren. So kam es z.B. vor, daß das russische Kind - Jura - seine Mutter fragte: „Ist dies auch unser, Mama?" Alles gehörte ihnen. Aber sie waren friedlich und hatten sich mit der Jászberényer Bevölkerung arrangiert. Aus diesem Grund wollten sie 1956 auch nicht auf die Bevölkerung schießen. - Die Parteisekretärin der Stadt wohnte mit ihrer Familie ebenfalls einige Zeit bei uns. Meine Hausherrin schaffte es durch ihre gütige Art, daß wir mit diesen Leuten trotz ideologischer Unterschiede gut auskamen.

Nach 1955 wohnten dann die Eltern meiner Hausherrin bei uns. Ihr Vater war früher auch Landwirt und Kaufmann gewesen. Er besaß drei Häuser, aber in keinem durfte er wohnen. Sie waren alle verstaatlicht worden. Er hatte zu den besten Steuerzahlern der Stadt gehört, doch der Sozialismus vernichtete gern starke, selbständige Existenzen wie ihn.

Die wirtschaftlich schweren Jahre zwischen 1948 und 1956 hat meine Familie überstanden. Sie hat sich nicht unterkriegen lassen. Wie es ge-

Landesbibliothek Oldenburg

lungen ist, ist schwer zu beschreiben. Sie schleppten sich von einem Tag zum anderen. Es gab immer gute, hilfsbereite Leute, die mal einen Sack mit Äpfeln, einen geschossenen Hasen oder irgendwelche abgelegten Kleider für die Kinder schenkten. Finanziell war es natürlich ein Kopfstand für die ganze Familie, aber irgendeine Lösung fand sich immer, und die ganze Verwandtschaft half mit. Ein Kind wuchs in die Schuhe des anderen hinein, und Schlittschuhlaufen konnten sie auch nur abwechselnd, da nicht für alle genügend Schlittschuhe da waren. Drei der Kinder wurden von kinderlosen Verwandten aufgezogen; so hatten wir „nur" noch fünf lebhafte Kinder im Hause. Sonntags waren alle acht Kinder zusammen. Es war immer eine große Freude und Aufregung.

1956

Die Revolution fegte auch durch unsere Stadt. Man hoffte für einen kurzen Augenblick, daß ein gerechteres System folgen könnte, aber es kam anders. Es gab in Jászberény viele unschuldige Opfer, und unser Kirchturm brannte nieder, weil die Russen hineingeschossen hatten. Angeblich hielten sich dort sog. „Konterrevolutionäre" auf. Die Jugend war Feuer und Flamme und wollte unbedingt zum Helden werden. Bei uns wohnte damals eine Traktoristenfamilie. Eines Tages kam der Vater der Familie mit seinem Motorrad und mit einem Gewehr unter dem Arm zu uns und fragte den Großvater: „Sagen Sie mir bitte, wen soll ich erschießen?" Großvater hat aber nicht geantwortet, er biß sich lieber auf die Zunge. Es waren unsichere Zeiten, und man sollte keine Rachegefühle zeigen. So blieb der Mann allein mit seinen unklaren Gedanken und ratterte los.

Mein Ende naht

Die Lage der Familie entwickelte sich dramatisch. Meinem Hausherrn war es untersagt, in seiner Stadt oder in seinem Beruf als Landwirt zu arbeiten. Die LPGs waren daran nicht interessiert und auch die staatlichen Genossenschaften nicht. Ja, es war ihnen sogar verboten, ehemalige Grundbesitzer einzustellen. So war er gezwungen z.B. bei Ölbohrungen mitzumachen. Später arbeitete er in Budapest in verschiedenen Betrieben, zuletzt in einer Thermometer-Fabrik, wo er die Quecksilberwäsche durchführen mußte, ohne Schutz. Nach kurzer Zeit wurde er krank, die Dämpfe hatten ihn vergiftet. Nach drei Monaten Krankheit starb er und

Landesbibliothek Oldenburg

Die 1332 erbaute katholische „Großkirche" und das 1839 im klassizistischen Stil erbaute Rathaus von Jászberény
Quelle: Stadt Jászberény

Landesbibliothek Oldenburg

ließ so seine heranwachsenden Kinder und seine Frau allein. Seine letzten Worte waren: „Liebt einander, meine Kinder!"
Die Witwe mußte sich irgendeine Arbeit suchen, um ihre vier kleineren Kinder durchzubringen. Sie fand als angelernte Kraft in einer Firma eine Anstellung. Die Liebe für die Landwirtschaft, die die Kinder in sich getragen hatten, war aufgrund der politischen Situation passé. Es war besser für die Kinder, nach Berufen Ausschau zu halten, die mehr Zukunft hatten. Man mußte sich den gegebenen Möglichkeiten anpassen. Der Erstgeborene war ein fleißiger Schüler, und die ganze Familie legte ihre Hoffnungen in ihn. Er wurde schließlich Arzt. Einige seiner Geschwister machten auch ihr Abitur und versuchten sich weiterzubilden; die damals schwächeren wählten irgendeinen Beruf, der sich in der Stadt bot. Am Ende hatten alle einen Abschluß und einen Beruf, vom Arzt bis zum Dreher. Die Mutter hatte die Kinder immer angespornt: „Lernt meine Lieben, man kann euch nicht wegnehmen, was ihr im Kopf habt!"
Und dabei hatte ich auch dringend Hilfe nötig. Ich befand mich in einem erbärmlichen Zustand: Meine Rückseite war eingestürzt und unbewohnbar. Zum Glück, hatten wir keine Mieter mehr, und die Familie konnte wieder die Zimmer der Straßenfront bewohnen. Der Garten sah auch immer ungepflegter aus. Man hatte alles benutzt, was brennbar war. Sogar die Buchsbäume waren verfeuert worden.
Ich, das Geburtshaus der Kinder, das sie einmal vereinte, wurde 1971 verkauft und niedergerissen. Es geschah aus reiner Not, weil das Geld für die Renovierung fehlte. Die Söhne der Familie verkauften mich, um damit ihre arme, verwitwete Mutter zu unterstützen. Meine Herrin zog in eine Wohnung nach Budapest, die nun der restlichen Familie zum Domizil wurde. Sie arbeitete beim Lotto-Handel, und durch Beziehungen kam sie ins Archiv der Budapester Medizinischen Akademie, wo sie bis zu ihrer Pensionierung blieb. Sie wurde stets von den inzwischen erwachsenen Kindern unterstützt. Die anderen Familienmitglieder sind inzwischen überall in der Welt verstreut. Sie leben in Jászberény, Budapest, Stuttgart und Dresden. Sie haben alle das Ziel erreicht, das sie sich selbst gesteckt hatten. Die Liebe ihrer Mutter begleitet und verbindet sie noch immer. Sie wurden nicht „heimatlos," wie es ihnen prophezeit wurde. Ihre Wurzeln führen sie immer noch nach Jászberény, wo ein anderes Haus, das Haus ihrer Tante, der Schwester ihres Vaters, der Mittelpunkt der Familie geblieben ist.

Landesbibliothek Oldenburg

Gunter Geduldig

Brinkmannstadt Vechta

Als Comedy-Star Anke Engelke im Winter 2003 Vechta besuchte, war die Oldenburgische Volkszeitung dabei. „Die schöne Anke liebt Vechtaer" titelte das Blatt am nächsten Tag gespielt reißerisch. Doch dieses Mal ging es nicht um eine x-beliebige Liebesaffäre. Der Lover war niemand anders als ein toter Dichter – Rolf Dieter Brinkmann. Die Kölner Komödiantin war wegen ihrer Lese-Liebe eigens zu einem Fototermin aus der Brinkmannstadt am Rhein nach Vechta gereist. Für das Themenheft „Heimatkunde – wo die Mode wohnt" des SZ-Magazins wollte sie sich in der Aula des Gymnasium Antonianum („weil hier der Schriftsteller Rolf Dieter Brinkmann als Schüler Theater gespielt hat") von einem Profifotografen ablichten lassen.

Der in Vechta 1940 geborene und mit 35 Jahren an den Folgen eines Verkehrsunfalls in London verstorbene Schriftsteller Rolf Dieter Brinkmann gehört zu den überregional wohl bekanntesten Markenzeichen der Kreisstadt. Wissenschaftler der hiesigen Hochschule erleben bei auswärtigen Kollegen immer wieder den Assoziationssprung ‚Vechta: Brinkmann'. Brinkmann, der als der „bedeutendste Lyriker seit Brecht und Benn" (Hermann Peter Piwitt) gilt, ist in Vechta zu Hause. Hier stehen sein Elternhaus und seine Schule, hier liegt er begraben, hier hat die Rolf-Dieter-Brinkmann-Gesellschaft ihren Sitz, hier haben Wissenschaftler der Hochschule Vechta eine Archiv- und Dokumentationsstelle gegründet, die das Erbe des Autors pflegt und bewahrt. Und hier, in Nähe der Hochschule, wird es bald eine Rolf-Dieter-Brinkmann-Straße geben, die erste in Deutschland überhaupt – eine symbolische Geste, die unterstreicht, daß Vechta Brinkmannstadt ist.

Die Akzeptanz des Autors ist in seiner Heimatstadt in den letzten zehn Jahren enorm gestiegen. Beim Tag der Offenen Tür 2004 konnte das von der Rolf-Dieter-Brinkmann-Gesellschaft im Alten Rathaus eingerichtete Brinkmann-Zimmer die Menschenströme kaum fassen. Was zunächst nur nach Neugier und Interesse aussah, entpuppte sich in der Tagesbilanz als eine verblüffende Solidarbekundung für den in Vechta

Landesbibliothek Oldenburg